noch nicht. Spitzen und Blätter bilden einen vornehmen Werkstoff für die Kranzbinderei.

Reichblütigkeit der Tilia platyphyllos asplenifolia und **Ilex Aquifolium.** Bei keiner Linde ist mir die Reichblütigkeit so aufgefallen, wie bei der vorgenannten. In diesem Jahr, 1919, war die Blütenfülle besonders reich, kaum ein Blatt war zu erkennen. Selbst bei einem älteren Exemplar, das von Süden stark beschattet steht, war die Blüte überreich, wie ich's mir bei anderen Lindenarten kaum erinnern kann. Ilex Aquifolium zeigte in diesem Jahre einen ebenfalls so reichen Blütenansatz, daß ich hie viele Pflanzen beobachten konnte, in deren Blütenfülle die grünglänzenden Blätter fast verschwanden. Selbst ein großer Pflanzenkenner und Naturfreund stand etwas abseits und dachte darüber nach, was für ein Blütenstrauch das wohl sein könnte, bis ich ihm sagte, es wäre Ilex Aquifolium; so verändert sah die Pflanze in ihrer Reichblütigkeit aus.

Dendrologische Notizen.

Von **W. Israël**, Apotheker, Gera-Untermhaus.

Taxus baccata L.

Gewöhnlich wird in der Literatur mit Recht angegeben, daß Taxus baccata zweihäusig und nur sehr selten einhäusig sei. (Siehe auch Jahrbuch der DDG. 1916, S. 2.) Hier in Gera (Untermhaus) stehen auf einem der fürstlichen Kammer gehörenden Stücke bei der Mühlgrabenbrücke zwei schon ältere Exemplare, von denen das eine zwar vorwiegend männlich blüht, aber in manchen Jahren auch zahlreiche weibliche Blüten trägt, die selbstredend auch die Früchte reifen. Vorwiegend, aber nicht ausschließlich, ist es stets ein und derselbe größere Ast, der weibliche Blüten trägt und im Herbste mit den schönen roten Früchten behangen ist.

Urwüchsig kommt Taxus bei Gera nicht vor, häufig aber in Gärten, Parkanlagen und auf den Friedhöfen. Vor zirka 10 Jahren wurde beim Baue der Pfarrhäuser an der Trinitatiskirche das schönste Exemplar dortselbst mit starkem Wurzelballen ausgehoben und unter unsagbaren Mühen nach einer Umbretterung in den Stadtwald gefahren, und dort an einer freilich meines Erachtens wenig geeigneten Stelle in den Boden gesetzt, wo es heute noch gedeiht und auch unter der großen Kälte im Januar 1917 (—28° C.) in keiner Weise gelitten hat.

Interessant aber, und nicht allgemein bekannt, dürfte es sein, daß es im Reußischen Oberlande (Frankenwalde) eine Stelle gibt, wo die Eibe in der Normalform urwüchsig vorkommt. Auf dem auch sonst als hochinteressante Pflanzeninsel bekannten Berge Geißla beim Dorfe Löhma (Umgebung von Schleiz) sind an 100, allerdings meist jüngere Exemplare vertreten. Es sind die erforderlichen Schritte getan, um diese Pflanzeninsel in ihrem Urwuchse zu erhalten. Der geologische Untergrund besteht aus oberdevonischem Kalke. Die Angabe, daß Taxus baccata in früheren Jahrhunderten in Deutschlands urwüchsigen Waldungen allgemein als Unterholz verbreitet gewesen sei, ist kaum zutreffend, denn die Eibe ist von jeher eine Pflanze von eigenartiger, eigensinniger und beschränkter Verbreitung gewesen. Dieser interessante Baum hängt urwüchsig von einer gewissen, nicht überall gegebenen Bodenwärme und vor allem von Calciumcarbonat ab. An zusagenden Örtlichkeiten wächst die Eibe oft überraschend schnell, besonders in der Jugend, während sie an ungeeigneten Stellen in 10 Jahren kaum einen nennenswerten Zuwachs zeigt. Bei der Beurteilung des Alters großer Eiben sind stets der geologische Untergrund als maßgebender Faktor, sowie die hydrologischen Eigenschaften des Standortes einer eingehenden Beachtung zu unterziehen, wenn man sich nicht ganz gehörig verschätzen will.

Im Reußischen Oberlande benutzten die Straßenarbeiter früher das Astholz der Eiben vom Geißla zu Stielen für Steinschlaghämmer unter dem Namen »weißbüchenes Tannenholz«. Heute sorgen glücklicherweise Pochwerke für die Zerkleinerung der als Straßenschotter meist benutzten Diabase, so daß die Eiben ihre Zweige nicht mehr abzuliefern brauchen. Dem Umstande, daß die Äste früher vielfach abgeschnitten oder gar abgerissen wurden, ist es jedenfalls zu verdanken, daß manche dieser Bäumchen bizarre Formen und krüppeligen Wuchs angenommen haben. Möchten sie unserem landschaftlich so schönen und floristisch so interessanten Oberlande (Schleiz-Saalburg-Lobensteiner Waldgebiet) erhalten bleiben.

Uralte Linde.

Da des öfteren starke Linden in den Jahrbüchern der »DDG.« erwähnt sind, so sei auf einen besonders starken Baum (kleinblättrige Art) aufmerksam gemacht, der auf dem Dilsberge gegenüber Neckarsteinach steht. Dieser Riesenbaum hat 9 m Umfang. Der Stamm, der eine mächtige, allerdings etwas schiefe Krone trägt, ist nur etwa 2 m hoch. Der Erzählung nach soll dieser Baum es sein, von dem der Dichter singt: »Es steht ein Baum im Odenwald.« Freilich gehört der Dilsberg nicht mehr zum Odenwalde, denn diese Höhe erhebt sich auf der anderen Seite des Neckar, aber die Dichter gestatten sich mitunter etwas Freiheiten in geographischen oder naturwissenschaftlichen Dingen. Der alte Recke ist anscheinend noch leidlich gesund, jedenfalls nicht hohl. Ich schätze ihn auf 400 Jahre, keineswegs auf 800, wie sonst angegeben wird.

Schädlinge an Maulbeerbäumen.

Im Jahrbuche der DDG. 1919, S. 192 (unten), wird gesagt, »daß Morus alba nie von irgendwelchen Krankheiten oder Schädlingen heimgesucht werde«. — Im allgemeinen stimmt für Mitteleuropa diese Angabe, doch sei der Vollständigkeit halber bemerkt, daß die Blätter gelegentlich von verschiedenen häufigen Laubholzrüsselkäfern angenommen werden. An einem kranken Maulbeerbaume bei Semendria in Serbien fand ich an der losgelösten Borke sogar Fraßspuren von Bostrychidenlarven. Den Übeltäter selbst konnte ich nicht finden und die Art nicht feststellen. Von Lepidopteren, die ab und zu an Morusarten fressend gefunden werden, seien erwähnt: Acronycta aceris L. und Smerinthus tiliae L. Die Aufzucht der letzteren ergab die bekannte braune Varietät (aberratio brunnea). Die großen Holzwürmer, die Raupen des Weidenbohrers (Cossus cossus [ligniperda] L.) fand ich einmal bei Hanau a. M. in dem Holze von Wurzeln und Stämmen gefällter Maulbeerbäume. Das letztere Vorkommen ist nicht sonderlich auffallend, denn die Weidenbohrerraupen nehmen fast alle Laubhölzer an, verschmähen sogar die Lärche nicht, wovon ich mich letzthin zu meiner Überraschung überzeugen konnte. In Serbien fand ich am Wurzelausschlag von Morus alba auch eine Hyponomeuta-Art (Gespinstmotte) die Blätter zu einem Gespinstballen zusammenziehend. In allen diesen erwähnten Fällen wird es sich wohl nur um ein gelegentliches Vorkommen handeln. (Vergleiche auch meine Mitteilungen bei *Tschirch*, Handbuch der Pharmacognosie, Leipzig, Tauchnitz, 1912, II. Band, S. 75.)

Dendrologisches aus Serbien.

Der Krieg verschlug mich im Anfang Oktober 1915 als Unteroffizier bei einem Landsturm-Bataillon nach Serbien. Bei Semendria überschritten wir die prächtige Donau bei hohem Wasserstande. Im weiteren Verlauf des Krieges mußte ich anfangs in Semendria zurückbleiben. Dendrologisches ist aus dieser Gegend nicht viel zu berichten. Die Maulbeerbäume waren alle schauderhaft ramponiert. Die kleinen Leute treiben meist nebenbei Seidenzucht. Gleditschia triacantha mit oft 25 cm langen Stammdornen steht hier und da an Wegen und auf den sonst kahlen Triften der Hügelketten. Elaeagnus angustifolia war in starken, baumartigen

Exemplaren in den Gärten verbreitet. Sonst bevorzugt der Serbe Scheinakazien. Auf meine Frage, warum gerade Scheinakazien gepflanzt würden, erhielt ich die Antwort, daß der Serbe gerade dieses Holz zu Weinpfählen gebrauche und daß es auch zu allen Stellmacherarbeiten sich besser als jedes andere Holz eigne. Auch faule es nicht. Sehr überrascht war ich aber, als ich oberhalb Semendria an der Donau ($^1/_2$ Stunde von der Stadt entfernt) den Weingarten des serbischen Apothekers *Jowanowitsch* besuchen konnte, der sich an einen kleinen Hain von uralten, kerngesunden Stiel-Eichen anschließt. Solche knorrigen, halbsolitären Baumriesen hatte ich in Serbien nicht erwartet. Manchen Nachmittag habe ich dortselbst mit meinem serbischen Kollegen unter dem Rauschen dieser schönen Bäume verträumt und dort reiche Ausbeute an seltnen Cerambyciden gehalten. Diese Bäume waren fast alle mit alten, und lang herabhängenden Loranthusbüschen besetzt, die ich hier zum ersten Male in meinem Leben in natura kennen lernen konnte. Anfangs April 1916 waren die Bäume alle überreich ergrünt, aber schon nach 14 Tagen von den Raupen des Dickkopfspinners (Ocneria dispar) und des Goldafters (Porthesia chrysorrhoea) völlig kahl gefressen. Diese Raupen nahmen, da sie Ende April erst halb erwachsen waren, nun auch alle möglichen anderen Gewächse an, vor allem die im Ziergarten am Hause angepflanzten Tamarisken (Tamarix germanica), alle Sorten Rosen und andere Laubgehölze, die ebenfalls bald absolut kahl wurden. Gleichzeitig litten Pfirsiche, Pflaumen, Mandelbäume, Weiß- und Schwarzdorn ganz furchtbar unter dem Fraße der ersten Generation der Baumweißlingsraupen (Aporia crataegi), so daß auch diese Bäume alsbald in dem gesamten Donaugelände völlig kahl waren. Trotzdem die meisten dieser Raupen verhungerten oder an Flacherie und andern Pilzinfektionen zugrunde gingen, kam es doch in der ersten Hälfte des Mai zu einem fabelhaften Massenfluge, den ich für ganz unmöglich gehalten hätte, und der mich in nicht geringes Staunen versetzte. Die Falter flogen tatsächlich wie Schneeflocken, waren aber alle nur ganz klein, kaum die Hälfte der normalen Größe erlangend. Bei den meisten war demnach die durch den Futtermangel bedingte Notreife eingetreten. Der faule Serbe tut gar nichts gegen diese Schädlinge, ja, mein serbischer Freund erklärte mir sogar, daß die Bäume doch reichlich trügen. Der Boden, der nie gedüngt wird, ist unerschöpflich in seiner Kraft. Er besteht aus einem äußerst kalkhaltigen diluvialen Sande, der stellenweise von aeolischen Lehmen überlagert ist. Die Serben verbrennen den Mist meist auf den Äckern, ohne ihn unterzupflügen.

Bei Cuprija an der äußerst reißenden Morava sah ich später einen aus einer alten Hütefläche hervorgegangenen Urwald aus Schwarz- und Silber-Pappeln, Eichen, Maulbeeren, Weiden und Kork-Ulmen. Auch dieser Wald machte einen recht merkwürdigen Eindruck, denn überall erkannte man die enormen Verwüstungen durch Insektenlarven, namentlich durch die Ringelspinner- und Dickkopfspinnerraupen. Die alten Pappel- und Weidenstämme waren meist von Cossus- und Sesienraupen durchlöchert. Dies wirkte jedenfalls mit, daß so viel totes Holz, entrindet und leichenhaft gebleicht in diesem Walde steht. Clematisstämme von Beinstärke, zahmer Wein und Hopfen durchrankt den ganzen Wald, hier Naturlauben bildend, dort unter der Last der zahllosen Triebe das Jungholz zu Boden ziehend. Aus dem feuchten Grunde rankt es heimtückisch herauf, vorjährige und ältere Hopfenseile benutzend, um die unteren Äste der Ulmenperücken zu erhaschen und den stützenden Ästen das Licht zu rauben. Zahllose Altwässer, in denen sich massenhaft Sumpfschildkröten finden, durchziehen den Wald; doch verraten sie durch ihr langsames Fließen, daß sie natürliche, losgetrennte Stücke der unsteten Morava sind, die ständig in dem alten Seesande, den sie durchrast, ihr Bett verändert. Hier horsten kolonienweise Reiher und Kormorane und andere größere Vögel, während die kleinen, insektenfressenden Vögel fast ganz fehlen. Kolkraben, Dohlen, Krähen und namentlich die geschwätzigen Elstern treiben ihr Unwesen und lassen die Kleinvogelwelt nicht aufkommen. Nur die Nachtigall nistet vereinzelt im einsamen Weidicht am Stromufer oder im be-

scheidenen Hausgarten des Serben im Wacholderbusche. Ursprünglich standen auf der ganzen Fläche, die heute dieser Urwald überzieht, vereinzelte Pappeln und Eichen, deren Nachkommen in Verbindung mit allerlei Samen, die die alljährlich wiederkehrenden Überflutungen brachten, diesen gemischten Naturwald erstehen ließen. Heute verdient der ganze Wald höchstens den Namen einer gewaltigen Holzwüste.

In den hohen Gebirgen nach der bulgarischen Grenze zu herrschen ganz kurzschäftige Buchen, ohne jeden Nachwuchs, weil die zahllosen Ziegenherden den jungen Nachwuchs so verbeißen, daß der Wald nicht aufkommen kann. — Picea Omorica traf ich horstweise eingesprengt im Walde auf einem hohen Berge links der Morava unweit Paracin an quelligen Stellen. Einen herrlichen Eindruck gewährte dort die Waldgrundflora, in der Daphne cneorum und Trientalis europaea vorwalteten, während die Wiesen im ersten Frühjahre durch eine kleine Scilla einen blauen Farbenton annahmen. Zahllose Reptilien und Amphibien begegnen dem aufmerksamen Wanderer allenthalben, so namentlich auch die Äskulapschlange, seltener die Hornviper. In einem kleinen serbischen Dorfe am Abhange der zentralserbischen Gebirge nach der Moravaebene zu, traf ich eine mächtige Linde, deren Umfang ich auf 12 m ermittelte. Der Baum ist völlig hohl, so daß man in ihn hätte hineingehen können, wenn nicht eine große Menge des ekelhaftesten Unrates sich in demselben befunden hätte. Der Stamm ist nur 3 m hoch. Acht riesige Äste, jeder einen Stamm für sich darstellend, bilden mit ihren Kronen zusammen eine enorme Halbkugel. Der Grund und Boden in der Moravaebene würde sich für Eichenwälder ausgezeichnet eignen, denn diese Holzart hat dort Jahresringe von 1—1 $^1/_2$ cm Breite. Von anderen Holzarten, die ich dort gesehen habe, sind vor allem Walnußbäume zu nennen, die in den mittleren Höhenlagen zu enormen Dimensionen gelangen.

Sind unsre Spechte nützlich oder schädlich?

Im Jahrbuche der »DDG.« 1918 ist referierend die Frage behandelt, ob die Spechte für den Forst nützlich oder schädlich seien. Es sei mir gestattet, da ich mich seit Jahren mit dieser Frage befasse, Stellung hierzu zu nehmen. Zunächst einmal sei festgestellt, daß die einzelnen Spechtarten ganz verschieden zu werten sind, wenn es sich darum handelt, den Nutzen und Schaden gegeneinander abzuwägen. Vom reinen Utilitätsprinzipe aber darf man sich bei einer solchen Frage natürlich nicht leiten lassen. Ganz abgesehen davon, daß man die Tiere der Heimat, soweit das möglich ist, um ihrer selbst willen zu erhalten trachten muß, da sie zur Belebung des Waldes in ästhetischer Beziehung wesentlich beitragen; auch davon abgesehen, daß es unmoralisch ist, einem Tiere den Krieg zu erklären, nur deshalb, weil es nicht lauter Nutzen stiftet, sondern sich hier und da Eingriffe in das Eigentumsrecht des Herrn der Schöpfung gestattet, sollte man sich zunächst einmal mit der Lebensweise der betreffenden Tiere vertraut machen, ehe man zum Kampfe gegen sie aufruft oder gar Abschußprämien aussetzt. Im gegenseitigen Bedingen und Bedingtwerden spielt jede Tierart im ungestörten Naturhaushalte eine bestimmte Rolle, und zwar eine solche, die ihm vermöge seiner Körperkonstitution und Anpassung an das Naturganze zuteil geworden ist. Die unvermeidlichen Eingriffe des Menschen in die Natur als Ganzes sind schon so groß, daß eine gewaltige Störung der Harmonie die unausbleibliche Folge war. Noch zu künstlichen, unnötigen Störungen durch Bekämpfung einer gewissen Tiergattung aufzurufen, ist unmoralisch, zum mindesten unklug. Überall, wo der Mensch mit seinen Maßnahmen in das Naturgetriebe eingreift und hineinpfuscht, ruft er mehr oder minder bedeutende Störungen hervor; ja, schon oft haben kleine und unbedeutende Eingriffe gewaltige Wirkungen ausgelöst. So würde es möglicherweise auch in dem Falle sein, wenn man den gesamten Mitgliedern der Spechtfamilie den Krieg erklären würde. Doch betrachten wir ganz kurz die einzelnen Mitglieder dieser Familie.

Am schädlichsten, weil am reichlichsten auftretend, könnte man, wenn man den Schaden einmal wertet, den Grünspecht (Picus viridis L.) bezeichnen, denn er lebt der großen Hauptsache nach von Ameisen. Er liest seine Nahrung meist von der Erde auf. Aber sind die Ameisen alle restlos nützlich? Ihre große Mehrzahl ist freilich dem Forst von Nutzen, andere, wie die Rasenameisen, sind gleichgültig, zum kleineren Teile befinden sich unter den Camponotusarten, die er ebenso wie andere Spechte oft massenhaft verzehrt, sehr unbequeme Schädlinge. Es dürfte sich also der Schaden, den er durch das Verzehren der nützlichen Ameisenarten stiftet, wenigstens zum Teile wieder aufheben. Weiter sei nur nebenbei bemerkt, daß die Ameisenfrage auch noch nicht völlig geklärt ist. Ich habe über manche als sehr nützlich verschrieene Arten meine eigenen Gedanken. Ferner verzehrt der Grünspecht nebenbei auch eine Menge von Raupen und andern Insekten; und wenn sich unter diesen meist nach menschlichem Ermessen gleichgültige, also wirtschaftlich bedeutungslose Arten befinden, so ist es ihm jedenfalls nicht zu verübeln, wenn er nicht imstande ist, nützliche und schädliche Insekten auseinanderzuhalten, und sie frißt, wie er sie findet, und wo er sie antrifft. Wie es ihm jedenfalls auch ganz gleichgültig sein wird (wenn er das überhaupt beurteilen könnte), ob eine Raupe angestochen ist, oder nicht. Auch ist der Nutzen nicht hoch genug anzuschlagen, den er durch Anlage von Nisthöhlen in alten Kopfweiden und Aspen, die draußen am Bache, am Teichufer oder sonstwo stehen, stiftet, zumal in einer Zeit, in der den kleinen Höhlenbrütern die Nistgelegenheit durch den modernen Forstbetrieb so sehr erschwert ist. Er bereitet manchem nützlichen Meisenpaare eine geeignete Kinderstube. Und dann — den echten Weidmann möchte ich sehen, der es über das Herz bringen könnte, einen so schönen Vogel, unsren Spechtpapagei mit dem roten Häubchen auf dem Kopfe, herunterzuknallen, wenn dieser in seinem schönen Bogenfluge die Waldwiese überfliegt, um dort an jener rauhborkigen Eiche in gewandtem Rucke aufzuhaken und sofort die Rückseite, hinter dem Stamm hervorlugend, zu erklimmen. Von Schießern, die alles herunterpuffen, von verständnislosen Aasjägern und Naturverwüstern rede ich natürlich nicht; die gehören nicht zu den Waidmännern und auch nicht unter die Mitglieder der »DDG.«. Wer möchte den lachenden Ruf, wer möchte das Trommeln in den schönen Maitagen missen? Ein echter Naturfreund, der Liebe zu den Tieren des Waldes hat, und dem die umgebende Natur nicht gleichgültig ist, jedenfalls nicht; der liebt den Tambour des deutschen Waldes und freut sich, wenn er ihn sieht und läßt ihn gewähren. Wie sagt der Dichter?

Keiner höhne
Mir der Waldessänger Töne.
Ewige Natur,
Deine Stimme ist es nur!

Dieser schöne Vogel liebt nicht menschliche Parkanlagen, meist meidet er sie; sein Sinn ist mehr aufs Freie gerichtet, auf alte Erlen und Weiden draußen am wandernden, plätschernden Bache im Wiesengrunde, oder auf die vielsprossigen Hirschgeweihe, die die alte Malereiche im lichten Haine der Vorberge aufsetzt. Der Spechtspapagei ist einer unsrer schönsten Vögel; schon die grüne Farbe des Tieres sollte jeden Grünrock abhalten, einem solchen Waldwärter das bißchen Lebenslicht auszublasen, selbst wenn er seines Amtes nicht immer mit Sinn und Verstand waltet. Freilich — wenn er sich an Ailanthus oder Liriodendrum im Parke vergreifen sollte, dann muß man die Stelle, wo er schlagen will, mit stinkendem Tieröl (Oleum animale foetidum) bestreichen lassen. Entrüstet wird er den stinkenden Baum mit dem nun so schlecht schmeckendem Holze meiden, und sich ein anderes Arbeitsfeld suchen. Wohl kommt es vor, daß er einmal an einen Alleebaum einschlägt, aber ist dieser Baum auch wirklich gesund gewesen? In den meisten Fällen (ich persönlich behaupte: in allen) wird sich herausstellen, daß er krank war, denn er sucht sich nur kranke Bäume aus. Er sieht es diesen an, und merkt es bei seiner Trommelsprache

sehr gut, ob der Kern gesund oder angefault ist. Und dann weiter, wenn er zu der bohrenden Cerambyxlarve gelangen will, ist er doch geradezu gezwungen, Holzspäne herauszuschlagen, nachdem er durch Perkussionshiebe den Sitz des Schädlings festgestellt hat. Gewiß, es ist nicht lauter segensreiche Arbeit, die er verrichtet, aber muß man ihn deshalb gleich totschießen und alle seine andern Taten ganz vergessen? Eine Herde gröhlend durch den Wald ziehender, halbwüchsiger Flegel verdirbt oft in einer halben Stunde mehr als sämtlichen geflügelten Zimmerleuten des Waldes in einer ganzen Brutperiode gelingen könnte. Hier greift man auch nicht gleich zu Pulver und Blei. Hand aufs Herz, welcher Naturfreund möchte den Grünrock unter unsren einheimischen Vögeln vermissen? Ich bin Optimist genug, zu glauben, daß dieser erst geboren werden müßte; oder aber, wer möchte sich auf das Niveau eines Aasjägers hinabschwingen?

Dasselbe gilt von dem weit selteneren Grauspechte (Picus canus Gm.) und den beiden nur als große Seltenheiten gelegentlich auftretenden Weißrückenspechte (Dendrocopus leuconotus Bechst.) und dem Dreizehenspechte (Picoides tridactylus L.), die alle drei schon wegen ihrer großen Seltenheit als Schädlinge überhaupt nicht in Frage kommen können.

Ganz anders liegen aber die Verhältnisse bei den drei in Mitteleuropa vorkommenden Buntspechten (Dendrocopus major L., D. medius L., D. minor L.). Auch sie sind schöne, vornehme Vögel, die in den deutschen Reichsfarben »schwarz, weiß, rot« prangen. Diese sind vornehmlich als nützliche Vögel anzusehen, denn sie verzehren eine Menge von Rüssel- und Borkenkäferlarven, die sie hinter der sich lösenden Borke mit der Zunge äußerst geschickt hervorziehen. Und wenn sie die Borke herunterwerfen, so ist der Nutzen schon deshalb nicht unbedeutend, weil dann die daran sitzende Käferbrut auf das Bestimmteste eingeht. Daß sie weiter ab und zu Haselnüsse, Nadelholzsamen, Zirbelnüsse, Holunderbeeren verzehren, wird man ihnen wohl auch nicht gerade als das größte Verbrechen anrechnen dürfen. Was kann ein armer Vogel dazu, daß ihn seine Organisation an diese Nahrung anpaßt? Man gönne auch diesen Tieren vom Überflusse des Waldes eine handvoll Haselnüsse und einige Prozente Kiefernzapfen. — Wer hätte nicht schon seine Freude daran gehabt, wenn er mit einem Buntspechte Verstecken spielen kann. Du kannst um den Baum herumgehen, solange du willst, stets wird das scharfe und wachsame Auge den Vogel veranlassen, sofort die Rückseite des Stammes aufzusuchen, wie solches auch die Eichkätzchen, diese zwar schönen, aber ganz nichtsnutzigen Baumäffchen tun, deren Schaden an den Bäumen weit größer ist, als man gewöhnlich annimmt, und gegen die die Buntspechte die wahren Waisenknaben sind. Ganz besonders aber der kleine Buntspecht ist ein überaus nützlicher Vogel. Er bevorzugt gerade die Parkanlagen und fühlt sich hier ganz besonders wohl. Was schadet es schließlich auch, wenn er in einem alten Kastanienaste oder in einer hohen Pyramidenpappel seine Nestwiege anlegt. Seine Liebenswürdigkeit und sein drolliges Benehmen entschädigt den Beobachter bei weitem. Er wohnt sogar mitten in der Großstadt in Lindenbäumen und alten Scheinakazien. In Magdeburg und Leipzig traf ich ihn inmitten des Großstadtgewühles in Trauben-Kirschen, die auf beiden Seiten von elektrischen Straßenbahnlinien umgrenzt waren. Wer sich aber überzeugt hat, wie geschickt es der kleine Bursche z. B. versteht, die Weidengallmücke (Cecidomyia saliciperda) zu bekämpfen, die schon manche Salix babylonica und andere wertvolle Weidenarten in den Parkanlagen gar schwer beschädigt hat, der muß ihm gut sein und in ihm einen wertvollen Bundesgenossen erblicken. Ja, Bundesgenossen im Kampfe gegen die kleinen Schädlinge sind die Buntspechte alle drei, gegen allerlei kriechendes und fliegendes Kleinvolk, das uns Menschen schon wegen der Kleinheit und des massenhaften Auftretens nur um so unangreifbarer ist. Es darf freilich auch nicht verschwiegen werden, wenn man gerecht sein will, daß namentlich der große Buntspecht eine ziemliche Menge von Nadelholzsamen vernichtet.

Und nun schließlich der Schwarzspecht (Picus martius L.), der Vogel der Sage und der Märchen. Welcher verständige Forstmann ist nicht froh, ihn in seinen Revieren zu haben. Wie freut man sich deshalb, wenn aus vielen Teilen des Vaterlandes gemeldet wird, daß der schwarze Kobold des Waldes mit dem roten Kapuzinermützchen in der Zunahme ist. Kenne ich doch alte, im Dienste ergraute Forstmänner, die seinetwegen alte, anbrüchige Eichen in ihren Revieren erhalten, wenn ein Schwarzspecht in ihnen nistet. Das nennt man echten Naturschutz. Hut ab vor euch Graubärten. — Gewiß hackt er fingerlange Späne aus alten Brutbäumen, zerledert hier und da eine Warnungstafel, zerfetzt im Übermute auch einmal eine morsche Telegraphenstange, gewißlich ringelt er hier und da eine Kiefer, eine Fichte, eine Tanne, frißt Speierlinge, Kirschen, Elsbeeren, Heidelbeeren, Nüsse und andere Früchte, die der Wald bietet, leider auch mitunter Fichtenknospen; aber er ist doch auch Mitglied der Waldespolizei und wahrhaftig kein untergeordnetes. Besonders den großen Lucaniden- und Cerambycidenlarven geht er sehr zu Leibe, wie er unter den Ameisen die Camponotusarten zu bevorzugen scheint. Er sei besonders aus ästhetischen Gründen dem Schutze der »DDG.« empfohlen, denn die Zeiten *Altums,* der nur von einer übermäßigen Schädlichkeit des Spechtes zu reden weiß, sind hoffentlich vorüber.

Pharmazeutische Notizen zu einigen Gehölzen.

Sambucus racemosa. Die Beeren von S. racemosa werden hier von der Bevölkerung reichlich gesammelt und zu Gelee in der üblichen Weise verarbeitet. Der Strauch tritt hier in den Vorhölzern als Unterholz in den Fichtenhochwaldungen sehr häufig auf. Nach eigener Beobachtung fressen Amseln, Drosseln die Beeren eben so gern, wie die von Symphorocarpus, Berberis u. a., sobald tiefer Schnee die sonstigen Nahrungsquellen verdeckt. Eine brechenerregende Wirkung ist hier nie beobachtet worden.

Sambucus nigra. Dahingegen mag von Sambucus nigra aus *Friedr. Gotthilf Voigtels* Arzneimittellehre, II. Band, 1817, pag. 95, folgendes mitgeteilt sein: »Cortex sambuci. Hollunderrinde. Diese Rinde hat frisch einen scharfen, ekelhaften, unangenehmen Geruch, und einen anfangs süßlichen, hintennach bitterlichen scharfen Geschmack. Sie wird im Frühjahr von den mittelstarken Zweigen gesammelt, von dem dünnen, hellgrauen, runzlichen Oberhäutchen befreit, und entweder schnell in schwacher Wärme getrocknet, oder sogleich der Saft ausgepreßt. Sie erregt in starken Gaben sehr heftiges Erbrechen und Purgiren. In mäßigen Gaben scheint sie vorzüglich auf die Tätigkeit der Harnwerkzeuge zu wirken. Sie verdiente, als ein einheimisches, wirksames Mittel, mehr beachtet zu werden.« Auch heute noch wird hier auf dem Lande die Holunderrinde der Schößlinge als promptes Brechmittel (nach dem sogenannten »Überfressen« auf den Kirmessen oder Kindtaufen) benutzt. Um die Wirkung an mir selbst zu erproben, kaute ich etwas frische Rinde aus. Die brechenerregende Wirkung trat nach dem Verschlucken sofort ein.

Colutea arborescens. Als deutsche Senna werden die Blätter von Colutea arborescens benutzt. Sie vermögen in vielen Fällen die echten Sennesblätter zu ersetzen, doch erfordern erstere doppelt größere Gaben.

Viscum album wird hier vom Volke als Mittel gegen die fallende Sucht angewandt, dient aber auch als Mittel gegen katarrhalische Affektionen. Am wirksamsten soll die Mistel von Eichen sein, obgleich ich sie auf Eichen noch nie gesehen habe. Das Volk verlangt in den Apotheken meist nur Eichenmistel und die Kurpfuscher verordnen ausschließlich »viscum quercus«.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft

Jahr/Year: 1920

Band/Volume: 29

Autor(en)/Author(s): Israël Wilhelm

Artikel/Article: Dendrologische Notizen. 300-306